

Dorit Meyer

Ansatzpunkte der Implementierung von Gender Mainstreaming in Projekten und Einrichtungen der freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe

Seit 1999 gilt die EU-Strategie Gender Mainstreaming auch in der Bundesrepublik Deutschland als strukturierendes Leitprinzip. Erstmals wurde damit die Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern als allgemeines politisches Förderkonzept beschrieben. Die Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming kündigt für alle politischen Handlungsfelder einen weitreichenden Perspektivwechsel an. Mit dem Ansatz von Gender Mainstreaming soll die traditionelle Frauen- bzw. Gleichstellungspolitik erweitert werden, insofern man erkannt hatte, dass diese in vielen Fällen nur „Nischenpolitik“ war. Mit Gender Mainstreaming wird die Realisation von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern als allgemeine Aufgabe aller politischer Handlungsfelder und auf allen politischen Ebenen reklamiert. Die Kategorie Gender soll grundlegend berücksichtigt, also in den Mainstream politischer Entscheidungsprozesse und Maßnahmen integriert werden.

Gender Mainstreaming gilt als verbindliche EU-Richtlinie, die politisch umgesetzt werden muss. Dies geschieht im Moment auf Bundesebene vor allem in den Bereichen der politischen Administration. Um die Umsetzung von Gender Mainstreaming in den Bundesministerien zu forcieren, wurde u.a. das Gender-Kompetenzzentrum an der Humboldt Universität in Berlin eingerichtet, das diesbezüglich Unterstützung und Qualifizierungen anbietet. Auch auf der Landesebene ist in einigen Bundesländern mehr, in anderen weniger passiert. Und auch auf kommunaler Ebene ist inzwischen in einigen Städten schon vieles hinsichtlich der Umsetzung dieser neuen geschlechterpolitischen Strategie in Gang gekommen.

Im Folgenden soll zunächst auf die Bedeutung dieser noch relativ neuen geschlechterpolitischen Strategie Gender Mainstreaming eingegangen und sie an Hand von fünf Kriterien näher skizziert werden. In einem zweiten Schritt sollen dann Ansatzpunkte der Umsetzung von Gender Mainstreaming in Einrichtungen und Projekten der freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe beleuchtet werden – ohne ihre Handlungsfelder grundsätzlich zu differenzieren.

Dazu zunächst und vorab einen kleinen Ex-

kurs zur Kategorie Gender, die für manche Akteure/innen in der Kinder- und Jugendhilfe immer noch eine schwer fassbare Begrifflichkeit darstellt. Anders als im Deutschen wird in der englischen Sprache zwischen dem Sex, dem biologischen Geschlecht, und Gender, dem sozialen und kulturellen Geschlecht differenziert. Diese Sex-Gender-Differenzierung hat zu der häufig geäußerten Annahme geführt, als gebe es so etwas wie einen über Jahrhunderte stabilen „biologischen“ Körper, also Sex, den es – gleichsam ganz natürlich – immer so gibt, und nur das soziale und kulturelle Verständnis über das „Wesen“ der Geschlechter, also Gender, würde sich im Wandel der Zeiten verändern. Diese Annahme findet sich in der Regel auch in den diversen Veröffentlichungen zu Gender Mainstreaming wieder, die immer wieder auf diese vermeintliche Differenz zwischen Sex und Gender aufmerksam machen. Vor allem von Seiten der Geschlechterforschung wird in letzter Zeit verstärkt darauf hingewiesen, dass sich mit dieser simplifizierenden Annahme eine problematische Bedeutung in die Gender Mainstreaming-Diskurse eingeschlichen hat. Diese Annahme ist insofern problematisch, weil so die Vorstellung einer immer schon gültigen bipolaren Zweigeschlechtlichkeit weitertransportiert wird. Infolge dieser biologischen Festschreibung von zwei und auch nur zwei Geschlechtern wird sie damit als ein völlig natürliches Phänomen betrachtet. Diese Annahme ist allerdings inzwischen durch Arbeiten im Rahmen der historischen Geschlechterforschung und der Ethnologie weitgehend widerlegt. Diese haben gezeigt, dass es ganz andere Vorstellungen über das sogenannte biologische Geschlecht gab und teilweise auch noch gibt, die sich nicht an der Gegenüberstellung von biologisch definierten Männern auf der einen und Frauen auf der anderen Seite orientieren. Noch im 17. Jahrhundert war selbst innerhalb unseres europäischen Kontextes die Vorstellung eines Ein-Geschlecht/Ein Leib-Modells gegeben. Geschlecht wurde als Kontinuum gedacht, mit unendlichen Abstufungen zwischen Männern und Frauen, auch wenn innerhalb dieses Kontinuums die Frau als geringere Stufe des Mannes galt. Das heute geltende Zwei-Geschlechter/Zwei-Körper-Modell ist damit gesehen noch relativ jung. Und es gab und gibt auch einige Kulturen, die die Zuschreibung der Geschlechtszugehörigkeit nicht von biologischen Merkmalen abhängig mach(t)en, sondern z.B. von Tätigkeitsbeschreibungen.

Soviel zu der Problematik der Kategorie Geschlecht und damit auch ein gewisses Plädoyer dafür, bei der Umsetzung der Strategie Gender Mainstreaming durchaus den Rückbezug auf die Erkenntnisse aus der Geschlechter-

forschung zu suchen. Die Vorstellung von der Begrifflichkeit Gender ist nicht ganz unwichtig, weil – wie auch später noch zu sehen sein wird – auch die Vorstellung dessen, was unter gleichstellungspolitischen Zielen für relevant erachtet wird, viel damit zu tun hat, welche Vorstellung in Bezug auf die Kategorie Geschlechter, hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse bestehen.

Aber zurück zu der Strategie Gender Mainstreaming. Die Strategie Gender Mainstreaming wird durch folgende fünf zentrale Kriterien charakterisiert:

1. Gender Mainstreaming ist eine Top-down-Strategie:

Die Implementierung von Gender Mainstreaming soll über die politische Administration eingeleitet werden. Gender Mainstreaming zielt im ersten Schritt auf die politischen Entscheidungsebenen und soll von dort aus in politische Maßnahmen und Programme „übersetzt“ werden. Im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe heißt das, die kommunalen Jugendämter als öffentliche Träger der Kinder- und Jugendhilfe stehen zunächst in der Pflicht Gender Mainstreaming umzusetzen. Veränderungen in Richtung einer wirklichen Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern sollen gleichsam „von oben“ initiiert werden. Dies mag zunächst merkwürdig erscheinen, wenn man sich die Tradition der Gleichstellungspolitik ins Gedächtnis ruft. Auch wenn die Frauenpolitik sich schon lange institutionalisiert hat, liegen ihre Wurzeln doch in der Frauenbewegung. Gleichstellungsrelevante Ziele wurden sozusagen von unten forciert. Von daher gibt es eine Reihe von durchaus begründeten Vorbehalten, ob dieser Top-down-Ansatz überhaupt erfolgreich sein kann.

Selbst wenn es durchaus berechtigte Vorbehalte gegen Top-down-Strategien gibt, könnte sich diese Ausrichtung gerade in Bezug auf die Gender-Thematik perspektivisch als Vorteil erweisen. Das Gute an Top-down-Strategien ist ja, dass es nicht weiter den einzelnen Mitarbeiter/innen überlassen wird, ob sie die Dimension des Geschlechts für wichtig oder unwichtig erachten. Und erstmals kann die Aufgabe der Gleichstellung auch nicht mehr an einzelne Gleichstellungsbeauftragte delegiert werden, die meistens allein für deren Umsetzung verantwortlich zeichnen.

Für die freien Träger der Kinder- und Jugendhilfe bedeutet die Ausrichtung dieser Strategie, dass sie im Rahmen des Subsidiaritätsprinzips über die Jugendämter in die Pflicht genommen werden, diese Strategie umzusetzen. Über oder mit Hilfe der Steuerungsfunktion der Jugendämter soll diese Strategie auch in den

Projekten und Einrichtungen der freien Träger realisiert werden – was manchen Ortes eine gewisse Skepsis hervorgerufen hat, haben doch gerade die freien Träger oft viel mehr Erfahrungen mit geschlechterbezogenen Ansätzen als die Jugendämter als Teil der politischen Administration. Die Umsetzung von Gender Mainstreaming ist allerdings bisher in den wenigsten Kommunen und damit auch in den Projekten und Einrichtungen der freien Träger eine Pflichtaufgabe. Dies könnte aber zukünftig der Fall sein, wenn die Umsetzung von Gender Mainstreaming in den Kommunen weiterhin kontinuierlich verfolgt wird. (In den Berliner Jugendämtern wird diese Aufgabenstellung ab 2006 verbindlich, und spätestens ab diesem Zeitpunkt, stehen auch alle zuwendungsfinanzierten Projekte und Einrichtungen der freien Träger vor dieser Pflicht).

2. Gender Mainstreaming ist Querschnittspolitik:

Bei allen künftigen politischen Maßnahmen, bei ihrer Planung, bei ihrer Durchführung und ihrer Evaluation ist mit der Einbeziehung der Strategie Gender Mainstreaming zu prüfen, welche Auswirkungen sie auf Männer und auf Frauen hat oder haben wird. Und das betrifft natürlich gleichzeitig die Überprüfung der bisher laufenden Maßnahmen, was z.B. in der Kinder- und Jugendhilfe der Fall sein wird, denn neue Maßnahmen und Angebote wird es nur noch marginal geben. In allen politischen Handlungsfeldern und ihren Aufgabenbereichen soll die Geschlechterdimension mitbedacht werden. Mit Gender Mainstreaming kommen damit auch solche Bereiche in den Blick, in denen die geschlechtsbezogene Seite dem ersten Augenschein nach verborgen bleibt. Im Gegenteil: Es wird davon ausgegangen, dass jede politische Entscheidung eine geschlechtsbezogene Dimension hat, auch wenn diese Dimension nicht für alle Frauen und alle Männer von Bedeutung zu sein scheint und nicht in jedem Fall auf eine grundsätzliche geschlechtsbezogene Differenz verwiesen werden kann. Was das genau bedeutet, wird deutlich an einem Beispiel aus der Arbeitsmarktpolitik, an dem sich ganz anschaulich zeigen lässt, warum es wichtig ist, alle möglichen Entscheidungen unter geschlechterbezogenen Fragestellungen zu bedenken. Mit Gender Mainstreaming kommen jetzt z.B. auch solche Dimensionen in den Blick wie die Entwicklung neuer Berufsbezeichnungen. Dieser Vorgang scheint zunächst nichts mit Chancengleichheit zu tun zu haben. Da aber heute darum gewusst wird, dass einfach nur die Berufsbezeichnung – unabhängig von den tatsächlichen Arbeitsanforderungen – ganz wesentlich dazu beiträgt, ob sich Mädchen

oder Jungen überhaupt für einen bestimmten Beruf interessieren, ist Gender Mainstreaming als querschnittspolitischer Ansatz von zentraler Bedeutung.

3. Gender Mainstreaming soll systematisch verfolgt werden:

Gender Mainstreaming ist zunächst ein Verfahren. Gender Mainstreaming zielt zunächst nicht auf einen konkreten Handlungsbedarf, sondern auf die grundlegende Berücksichtigung der Geschlechterdimension bei allen strategischen Entscheidungen – was besonders die Jugendämter betrifft – und daran anschließend bei ihren operativen Umsetzungsprozessen und das ist die Ebene, die für die KJP-Träger von besonderer Bedeutung ist. Zunächst wird im Zuge von Gender Mainstreaming die gesamte politische Administration mit der Aufgabe der Gleichstellung beauftragt. Über das Handeln der Verwaltung, also im Fall der Kinder- und Jugendhilfe über die Jugendämter, sollen in allen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe gleichstellungsrelevante Ziele verfolgt werden. Das bedeutet auch, dass nicht ausschließlich Frauen sich weiterhin für Frauen engagieren, sondern dass auch Männer „in die Pflicht genommen werden“, sich der Realisierung von Chancengleichheit zuwenden. Diese Aufgabe soll Teil der normalen Alltagsroutinen innerhalb einer Verwaltung, innerhalb der Träger der Kinder- und Jugendhilfe werden.

4. Gender Mainstreaming und Frauenpolitik sind sinnvoll aufeinander zu beziehen:

Die neue Strategie zur Herstellung von Chancengleichheit macht die traditionelle Frauenpolitik und in unserem Fall die Mädchenpolitik nicht überflüssig. Denn es ist ja unbestritten, dass die Strukturen dieser Gesellschaft nach wie vor Frauen und Mädchen benachteiligen.

Zumindest in allen Veröffentlichungen der EU wird ein dualer Ansatz forciert. (In der kommunalen Realität ist das leider manchmal anders). Während mit Hilfe der traditionellen Frauen- und Mädchenförderung weiterhin gezielt auf konkrete gesellschaftliche Problemlagen und Benachteiligungen von Frauen und Mädchen reagiert werden soll, setzt Gender Mainstreaming auf eine langfristige Integration einer geschlechtsbezogenen Sichtweise in die normalen Arbeitsabläufe der Verwaltung bzw. in die Arbeitsabläufe anderer Träger und Organisationen. Gender Mainstreaming und Frauenförderpolitik bilden also eine „Doppelstrategie“.

5. Gender Mainstreaming nimmt auch Männer unter geschlechtsbezogenen Gesichtspunkten wahr:

Gender Mainstreaming ist eine geschlechterpolitische Strategie. Auch Jungen und Männer werden unter der Kategorie Geschlecht wahrgenommen. Damit ist gleichfalls verbunden, dass Männer wie Frauen nicht mehr unter einer geschlechterhomogenen Perspektive betrachtet werden. Eigentlich wäre Gender Mainstreaming dazu geeignet, eine stereotype Sichtweise auf die Frauen und die Männer zu vermeiden. Im Zuge der Implementierung dieser Strategie könnten differenziert die unterschiedlichen und keineswegs geschlechterhomogenen Lebensrealitäten in den Blick genommen werden, die sowohl die Differenzen zwischen Frauen und Männern als auch diejenigen innerhalb der Gruppe der Frauen und innerhalb der Gruppe der Männer berücksichtigen. (In der Praxis der Umsetzung von Gender Mainstreaming ist das leider nicht unbedingt der Fall. Hier gibt es immer wieder Hinweise, dass Gender Mainstreaming öfter zu einer schlichten Dramatisierung der Geschlechterdifferenz geführt hat, die man eigentlich glaubte – und dies nicht nur in der Forschung – überwunden zu haben). Wichtig ist auch, dass bei der absolut notwendigen Einbeziehung von Männern die immer noch Frauen und Mädchen benachteiligenden Strukturverhältnisse nicht aus dem Blick geraten dürfen. Auch wenn jetzt an der einen oder anderen Stelle öfter von „Jungen als dem benachteiligten Geschlecht“ die Rede ist, etwa in Bezug auf deren schlechtere schulische Bildungsbeteiligung, so muss doch beachtet werden, dass die gesellschaftlichen Strukturen insgesamt immer noch so ausgelegt sind, dass sie Männer privilegieren.

Gender Mainstreaming in den Feldern der Kinder- und Jugendhilfe

Wie diesen Darstellungen zu entnehmen ist, ist Gender Mainstreaming zunächst eine institutionelle Strategie. Sie setzt auf Transformationsprozesse innerhalb der Ämter, innerhalb der Organisationen, innerhalb der Träger der Kinder- und Jugendhilfe wie auch anderer Institutionen. Gleichstellungsrelevante Ziele sollen auf allen Ebenen und in allen Bereichen einer Organisation, eines Trägers wirksam werden. Mit anderen Worten: Gender Mainstreaming ist eine integrierte Handlungsstrategie. Gender Mainstreaming muss auch innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe als Leitprinzip auf allen relevanten Ebenen einer Organisation, einer Institution, eines Trägers oder Verbandes verfolgt werden. Nur so – und das soll ausdrücklich betont werden – kann letztlich die Realisierung

gleichstellungsrelevanter Ziele erfolgreich sein. Gender Mainstreaming ist also:

- **auf der Ebene der Organisation – eine Strategie der Organisationsentwicklung**
- **auf der Ebene der Mitarbeiter/innen – eine Strategie der Personalentwicklung**
- **auf der Ebene der Projekte und Maßnahmen – eine Strategie der praxisbezogenen Qualitätsentwicklung**

Im folgenden sollen kurz die Herausforderungen skizziert werden, die auf den unterschiedlichen Ebenen im Prozess der Implementierung von Gender Mainstreaming hervorgerufen werden, wobei der Schwerpunkt an dieser Stelle auf die dritte Ebene, die Ebene der Projekte und Maßnahmen, gelegt werden soll.

Gender Mainstreaming – eine Strategie der Organisationsentwicklung

Die Strategie Gender Mainstreaming ist also zunächst in den Prozess der Organisationsentwicklung zu integrieren. Organisationen werden damit aufgefordert unter dem Blickwinkel der Chancengerechtigkeit eine geschlechtsbezogene Analyse der eigenen Organisation durchzuführen. In diesem Zusammenhang kommt das Profil einer Organisation in den Blick: deren Personalpolitik, die Zusammensetzung der Leitungsebenen, die Kommunikationsstrukturen etc. Auch geht es hier um Fragen der Leitbildentwicklung, die für die Ansprache von Zielgruppen, die eine Organisation erreichen will, oft unterschätzt wird. Es geht um Qualitätssicherungsverfahren, insgesamt um den Aufbau eines Gender-Controllings, d. h. die Umsetzung gleichstellungsrelevanter Zielsetzungen soll im Rahmen eines Steuerungskreislaufes „Planung – Durchführung – Evaluation“ verfolgt werden. Das bedeutet auch: Gender Mainstreaming ist ein prozessorientiertes Verfahren. Es ist weder etwas, was eine Institution besitzt oder erwerben könnte, noch etwas, was verordnet werden kann.

Die Aufgabe der Herstellung von Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern wird also zu einem Thema der gesamten Institution. Sie kann – wie das ja oft bei den Trägern der Kinder- und Jugendhilfe zu beobachten ist – nicht mehr in das Handlungsfeld der Mädchenarbeit abgeschoben werden. Gender Mainstreaming ist zunächst einmal Führungsaufgabe. Auch in Bezug auf die Träger der Kinder- und Jugendhilfe heißt das, dass auch hier Gender Mainstreaming top-down eingeführt wird, über die Leitungsebene der jeweiligen Organisationen. Die Leitungsebene trägt Verantwortung, die Geschlechterperspektive systematisch in die Prozesse einer Organisation zu integrieren.

Alle bisherigen Erfahrungen mit der Umsetzung von Gender Mainstreaming lassen deutlich werden, dass eine erfolgreiche Umsetzung der Strategie Gender Mainstreaming tatsächlich am Umsetzungswillen der Leitungsebene hängt.

Gleichzeitig erfordert die Umsetzung von Gender Mainstreaming einen breiten Beteiligungsprozess unterschiedlicher Akteure und Akteurinnen innerhalb einer Organisation, innerhalb eines Trägers.

Gender Mainstreaming – eine Strategie der Personalentwicklung

Gender Mainstreaming stellt Anforderungen an die laufende Fort- bzw. Weiterbildung und Personalentwicklung in den Organisationen der Kinder- und Jugendhilfe. Ein Blick auf diese zweite Ebene lässt deutlich werden, dass die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die zentrale Bezugsgröße dieser Strategie darstellen. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind so etwas wie das personifizierte Scharnier, zwischen eingeleiteten Verfahren der Organisationsentwicklung auf der ersten Ebene und der dritten Ebene, der Ebene der konkreten Praxis. Ohne gezielte Fortbildung der Fachkräfte in der Kinder- und Jugendhilfe sind weder Verfahren der Organisationsentwicklung zu realisieren, noch eine umfassende, geschlechtsbezogene Qualifizierung der konkreten Praxis der Kinder- und Jugendhilfe zu erreichen. Mit anderen Worten: Soll Gender Mainstreaming als Top-down-Strategie greifen, dann muss sie mit Blick auf diejenigen, die diese Strategie auf welcher Ebene auch immer umsetzen sollen, durch Bottom-up-Strategien flankiert werden.

Es geht also um die Entwicklung von sogenannten Gender-Kompetenzen. Auch dieses wird nicht von heute auf morgen gelingen, sondern ist ein längerfristiger Prozess. Der verständliche Wunsch von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, schnelle Informationen zu erhalten, wie man Gender Mainstreaming denn nun umsetzt, ist deshalb ein wenig mit Vorsicht anzugehen. Für Gender Mainstreaming ist es ganz zentral, zunächst eine Verständigung darüber einzuleiten, welche Bedeutung der Gender-Dimension in der praktischen Arbeit zukommt, was überhaupt gleichstellungsrelevante Ziele sind und welche Wirkungen man mit seinem Handeln erreichen möchte.

Die Implementierung von Gender Mainstreaming wird aber wohl nur dann gelingen, wenn die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen darin auch einen Vorteil sehen, indem ihre eigene professionelle Praxis besser wird oder indem sie sich selber weiter qualifizieren. Genau so relevant ist es, dass der Erwerb von Gender-Kompetenzen von der Leitung der jeweiligen

Organisation als notwendig erachtet wird, und dass Gender Kompetenzen nicht weiter als gleichsam „natürliche Kompetenzen“ gelten, nach dem Motto, „die eine kann’s, der andere nicht“ (Flößer). Von der Leitungsebene der jeweiligen Organisationen sind Signale dahingehend zu erwarten, dass Gender Kompetenzen zum Kompetenzprofil der Professionellen in den Projekten und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe gehören.

Damit komme ich zur dritten Ebene: der Ebene der konkreten Praxis. Wenn trotzdem die anderen Ebenen kurz skizziert wurden, dann um ausdrücklich darauf hin zu weisen, dass Gender Mainstreaming zunächst keine handlungsfeldbezogene Strategie ist und kein Träger der Kinder- und Jugendhilfe sagen kann, „wir machen ja Gender Mainstreaming, wir haben ja ein bzw. mehrere Mädchenprojekte“. Dies war im übrigen eine nicht seltene Antwort als ich im Jahre 2003 im Rahmen des E&C-Programms meine bundesweite Recherche bei Jugendämtern durchgeführt habe. Nicht dass sich diese Jugendämter bei gleichstellungspolitischen Fragestellungen nicht engagiert zeigten, aber mit der Gleichsetzung von Gender Mainstreaming mit Angeboten der Mädchenarbeit hat man das, was man immer schon gemacht hat, nur mit einem neuen Titel bedacht.

Gender Mainstreaming – eine Praxis der praxisbezogenen Qualitätsentwicklung

Auf dieser dritten Ebene kommen die konkreten Projekte und Einrichtungen der unterschiedlichen Träger der Kinder- und Jugendhilfe ins Spiel, wie auch die Maßnahmen, die durch die Verwaltungen umgesetzt und/oder (indirekt) gesteuert werden. Im Blick auf diese praxisbezogene Ebene muss erörtert werden, inwieweit Gender Mainstreaming die konzeptionellen Ebenen berührt, auf denen die Einrichtungen, Projekte und Maßnahmen basieren. Es gilt sich also anzuschauen, in welcher Art und Weise mögliche Geschlechterdifferenzen auf Seiten der Adressaten/innen in den Blick gerückt werden. Und es ist zu analysieren, in welcher Form die Geschlechterdimension in der jeweiligen konkreten Praxis berücksichtigt wird.

Wesentlich ist dabei: Gender Mainstreaming ist keine handlungsfeldbezogene Strategie. Sie ist nicht an konkrete Arbeitsformen, inklusive geschlechtshomogene bzw. geschlechtsheterogene Settings gebunden. Im Gegenteil: Die Kategorie Geschlecht soll auch auf dieser praxisbezogenen Ebene in allen Einrichtungen, Projekten und Maßnahmen und vor allem in koedukativen Projekten systematisch berücksichtigt, umgesetzt und evaluiert werden. (Es geht also nicht um eine flächendeckende Ein-

richtung von Mädchenarbeit und Jungenarbeit in allen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe). Gender Mainstreaming ist eben zunächst keine zielgruppenspezifische Fördermaßnahme, sondern ein zielorientiertes Verfahren. Zunächst werden gleichstellungsrelevante Zielsetzungen für ein Projekt, eine Einrichtung formuliert und in einem zweiten Schritt überlegt, mit welchen Maßnahmen diese am besten zu erreichen sind. Dabei können die Maßnahmen durchaus unterschiedliche sein und auch das gewählte Setting kann sich von Träger zu Träger unterscheiden, wenn damit die für den Träger bedeutenden gleichstellungsrelevanten Zielsetzungen erreicht werden.

Gender Mainstreaming bedeutet, dass die Berücksichtigung der Kategorie Gender in den Rang eines Qualitätsstandards der gesamten Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe erhoben wird. „Doing Gender“, um diesen Terminus einmal zu gebrauchen, ist „Doing Quality“ (Heger 2003, S. 39). Zum Schluss soll auf diese Ebene noch etwas näher eingegangen werden.

Gender Mainstreaming gestaltet sich auch für die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe als ein zielorientiertes Verfahren. D. h. es müssen möglichst nach einer genauen „Gender-Analyse“ der Einrichtung, des Projektes Ziele festgelegt werden, die man erreichen will. Dies gelingt am besten, wenn man die Implementierung von Gender Mainstreaming an verschiedenen Wirkungszielen festmacht, unter der Vorgabe, dass Wirkungsziele gewünschte Zustände sind oder gewünschte Ergebnisse bzw. Effekte, die man erreichen möchte. Ich habe das an sechs zentralen Bereichen durchgespielt, die auf der Ebene der Projekte und Maßnahmen von Bedeutung sind. Was wären also bezogen auf diese Ebene gleichstellungsrelevante Wirkungsziele?

Ebene der Projekte und Maßnahmen

- 1. Die Konzeption lässt eine geschlechtsbezogene Sichtweise erkennen.**
- 2. Zielgruppen werden unter einem geschlechtsbezogenen Blickwinkel wahrgenommen und angesprochen.**
- 3. Eine differenzierte, zielgruppengenaue Angebotsstruktur wird mit Blick auf beide Geschlechter umgesetzt.**
- 4. Die Interaktionen im Team, zwischen den Adressaten/innen, zwischen Mitarbeiter/innen und Adressaten/innen werden hinsichtlich ihrer geschlechtsbezogenen Aufladungen wahrgenommen.**
- 5. Ansätze einer geschlechterbewussten Teamreflexion werden verfolgt.**
- 6. Formen der Selbstevaluation werden unter Berücksichtigung der Geschlechterdimension durchgeführt.**

Diese Wirkungsziele sind bezogen auf die sechs Bereiche für die praktische Arbeit noch relativ grob. Sie lassen sich für die Praxis spezifizieren, in denen man diesen immer noch übergreifenden Wirkungszielen, kleinteilige Handlungsziele zuordnet, deren Erreichen dadurch praktikabler wird. So werden Ziele für die konkrete Praxis handlungstauglicher.

Wie den letzteren Anmerkungen zu entnehmen ist, werden bei der Umsetzung von Gender Mainstreaming die Dimensionen der Reflexion, der Wahrnehmung und Beobachtung eine zentrale Rolle spielen, wenn sie zur Qualitätsentwicklung in der Praxis führen sollen. Ich persönlich halte diese reflexive Ebene für zentral, wenn man verhindern will, dass Gender Mainstreaming zu einem Abarbeiten administrativer Berichtspflichten verkommt. Ich halte diese Ebene auch für notwendig, weil die Implementierung eines Qualitätsstandards mehr bedeuten muss als eine personalpolitische Quotierung – auf die Gender Mainstreaming leider oft reduziert wird.

Es geht bei der Einbeziehung der Gender-Dimension um die Öffnung der eigenen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster. Diese Auseinandersetzung ist wichtig. Denn, dass die Sichtweisen der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen direkten Einfluss auf die konkrete Praxis der Kinder- und Jugendhilfe haben, ist evident: Wo z. B. die Annahme einer rigiden Zweigeschlechtlichkeit von Frauen seien so und Männer so gegeben ist, wird sie auf das pädagogische Handeln zurückwirken. D.h. es gilt wahrzunehmen, dass im Rahmen des eigenen Handelns kontinuierlich und in der Regel unbewusst, geschlechtsbezogene Bedeutungen hervorgerufen und reproduziert werden. Und in den Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe ist dies besonders zu beachten, da die Leistungen in diesen Feldern zu einem großen Teil als Beziehungsarbeit erbracht werden. Sie werden in einem Prozess der Interaktion und Kommunikation zwischen Mitarbeiter/innen und Adressaten/innen hergestellt. Und wenn man sich die diversen Szenen in einer Einrichtung, in einem Projekt anschaut und beobachtet, was zwischen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen und ihren Adressaten/innen passiert, wie Mädchen und Jungen sich verhalten, miteinander kommunizieren, sich gegenseitig voneinander abgrenzen – auch häufig innerhalb geschlechtshomogener Gruppen – dann wird eines deutlich: Die Handlungsfelder der Kinder- und Jugendhilfe zeigen sich als offener Schauplatz geschlechtsbezogener Identitätskonstruktionen.

Das heißt genauer: Wenn die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Geschlechterperspektiven in die alltäglichen Arbeitsaufgaben ihrer Pro-

jekte und Einrichtungen wirklich einbeziehen, dann wird das die Qualität ihrer Arbeit enorm befördern. Gender-Kompetenzen sind nämlich ganz zentrale Kompetenzen und keine speziellen Luxus-Kompetenzen.

Literatur

- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A. /Wetterer, A. (Hg.): Traditionen – Brüche. Freiburg i. Breisgau, S. 201-254
- Heger, Rolf (2004): Strategien der Integration von Gender Mainstreaming in Qualitätsmanagementprozesse. In: Regiestelle E&C (Hg.): Strategien der kommunalen Umsetzung von Gender Mainstreaming, S. 34-39. Zum Downloaden unter www.eundc.de
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a.M./New York
- Krauß, Andrea (2001): Identität und Identitätspolitik bei Judith Butler. In der Reihe Einwürfe, (Hg.): Bundesmodellprogramm „Mädchen in der Jugendhilfe“. Stiftung SPI Berlin
- Meyer, Dorit/v. Ginsheim, Gabriele (2002): Gender Mainstreaming – Zukunftswege der Jugendhilfe. Ein Angebot. Berlin
- Meyer, Dorit (2004): Die Implementierung von Gender Mainstreaming – eine Aufgabenstellung für Jugendämter. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis. Jg. 27, S. 271-282
- Nicholson, Linda (1994): Was heißt „gender“? In: Institut für Sozialforschung Frankfurt a.M. (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt a.M., S. 188-220